

### Der Wunder-Kabbi.

Wie alle hießen ihn so, das Warum habe ich erst später erfahren, und es soll dasjenige sein, was mir bekannt ist, das die Namen der beiden erlauchtesten Rabbinen des Mannes im Zusammenhang stand. Für ihn gab es keine Geheimnisse, er brauchte einen nur anzufragen, um zu wissen, wie es mit seinen äußeren und inneren Verhältnissen bestellt war. Sein Gesprächsbedürfnis, nicht allein die Brust jedes Menschen lag ihm offen, sondern auch die Brust jedes Tieres, was darin verweilt war. Er wusste auf den letzten Knopf anzugehen, wie viel das Objekt in seinem Fortschritt mit sich trug, wie es das Selbst erworben und was es damit vorhatte. Ein ganz unbeschreiblicher Zug, welcher für andere weniger Begreifliches verloren ging, genügt ihm, um daraus die Vergangenheit und Zukunft der betreffenden Personlichkeit aufzudecken, und zwar mit einer Sicherheit, welche die unbegreifliche Quelle des Erleuchteten für alle seine Freunde und Bekannte bildete. Zu anderen Zeiten wäre er gewiss als Zauberer verdammt worden.

Den milderen Sitten unserer Zeit dankte er es, daß er unbeschäftigt blieb und daß, anstatt von allen erhörten und frommen Leuten gemieden zu werden, seine Gesellschaft von Allen gesucht wurde, die eine anregende und umfassende Unterhaltung zu schätzen wußten. Aber eine Unbequemlichkeit mußte man dabei in den Kauf nehmen. Die Natur, welche ihn so freigiebig mit dem reichen, unerschöpflichen Blick ausgestattet hatte, daß man verachtete, ihn unbedeutend die Gasse des zweiten Geschosses zu sprechen, hatte sich für diese Verschwendung durch die Vermittlung eines anderen, vielleicht ebenso wichtigen Sinnes getraut. Der Wunder-Kabbi war ein wenig, ein ganz klein wenig schwerhörig, und wie alle Leute, welche an diesem Fehler leiden, hatte er die Gewohnheit, laut zu sprechen und sogar laut zu denken. So kam es, daß die ganze Umgebung Teil hatte an den geistreichen Beobachtungen, welche, wie ein anderer geistreicher Freund bemerkte, „wie Perlen in eine Silberkassette“ fielen, laut und klingend. Und der Kabbi, der zugehörten Worte waren ebenso deutlich an der ganzen Zuhörerschaft vernnehmbar, wie der Persönlichkeit in der entfernten Ecke, welcher die „leisen“ Bemerkungen galten.

Man sitzt im Hotel, ein bescheidener Herr tritt in Gesellschaft von einigen Damen und Herren in den Saal. Der Wunder-Kabbi wendet den Aufmerksamkeiten einen kurzen, flüchtigen Blick zu, sofort beginnt das Orakel zu schweben. „Gut,“ ruft der Wunder-Kabbi so leise, daß die Gäste ersticken und die Reuegeisterungen erschreckt zusammenfahren. Unbekannt setzt der Wunder-Kabbi seine Erklärung fort, als wären die Gäste ein Schauspiel in einem Maskenballett-Gabinett und er der bestellte Auditor: „Der große Dämon ist der pater familias, das Weib und seine Propheten, hat eben seine Welle verlaufen.“

„Wie? wissen Sie das?“ unterbricht ihn einer aus der Tischgesellschaft; „haben Sie vielleicht die Gabel gesehen, welche er sich um den Bauch geknallt hat?“

„Ach was, dummes Schand mit Ihrer Geldtaste. Deutlicher trägt man Ihre Geldtaste. Die habe ich freilich nicht gesehen, wohl aber, wie der große Dämon, bevor er sich niederlegt, mit der rechten Hand links an seine Brust klopft. Sehen Sie denn nicht, diese colossale Ausbauchung, da ist die Brusttasche vermerkt, das ist der Dämon, der die drei bis vier tausend Mark frisst.“

„Dreitausendhundertundneunzig Mark und fünfzig Pfennige wird's wohl sein,“ ruft einer im Hinterkopf ein.

„Lassen Sie Ihre schlechten Späße. Vierhundert Mark sind es gewiss, das sehe ich dem Mann an dem Gesicht an. Die Brille trägt er hier, und die Brille trägt er hier, und die Brille trägt er hier.“

„Was? wissen Sie das?“ ruft ungehalten der Herr, „Doktor, Sie sind ein Offizier, Sie sind ein Offizier, Sie sind ein Offizier.“

„So schweigen Sie doch,“ ruft ungehalten der Herr, „Doktor, Sie sind ein Offizier, Sie sind ein Offizier, Sie sind ein Offizier.“

„Rein, verlorst!“ ruft der Wunder-Kabbi heftig. „Sind Sie denn blind, daß Sie das nicht sehen, der Bräutigam ist ja neben ihm.“

„Aber es kann ja ebenso gut der Mann sein,“ ruft ein Schlichter zu bemerken.

ben. Also sind die Leute noch nicht verheiratet.“

„Wie alle schweigen beschämt, denn das Argument schien uns unanfechtbar. Ob er in diesem Punkte wie in allen übrigen Recht hatte, wie konnten wir's erfahren? Es ging doch nicht an, den „Alten, Großen“ zu fragen: Sind Sie Grundbesitzer aus dem Spabaler Comit? Haben Sie Ihre Wölle gut verkauft?“

Und das brünette Mädchen: Heißen Sie Fräulein Malvine und lieben Sie einen Oekonom-Beamten? u. s. w.

So lange die Beteiligten nicht selbst widersprochen, blieb der Scherz des Wunder-Kabbi ungeschmälert.

Ich selbst sollte später einmal Gelegenheit haben, die Beratungsgabe meines Freundes, des Wunder-Kabbi, praktisch zu erproben.

Es war auf einer Schweizerreise. Er und ich waren auf der Strecke von Baden-Baden in ein Coupé erster Klasse für Nichtraucher eingestiegen. Mein Freund rauchte nicht, und wir hatten den Platz geteilt, daß abwechselnd sich immer einer den Gewohnheiten des Anderen anbequemen mußte. Heute war der Tag, an welchem ich mich zu opfern hatte.

Im Coupé befanden sich außer einigen anderen Personen eine hübsche junge Dame mit einer ebenso reizenden Tochter, einem Kinde von drei bis vier Jahren. Kinde hatten wir uns niedergelassen, als das Orakel in meinem Freund zu spielen begann. Diesmal konnten jedoch seine hingeworfenen Bemerkungen keine Unheil anrichten, denn die Dame war eine Französin und konnte sein Wort unserer deutsch geführten Unterhaltung verstehen.

„Kümmen Sie sich!“

„Was war der Anfang der nun folgenden Enthüllung?“

„Was? arm?“ fragte ich.

„Es ist die Frau eines unehelichen Verhältnisses.“

„Um Gottes willen, Sie werden doch nicht glauben, daß diese Dame, welche sich so decent benimmt, ein gefallenes Mädchen sei?“

„Ich glaube gar nichts; ich weiß, was ich sage, denn ich sehe.“

„Und was sehen Sie?“

„Ich sehe, daß die Dame den Handtuch der rechten Hand nicht ablegt, während sie den linken abgenommen hat, um dem Kinde eine Weintraube zu reichen.“

„Und was schließen Sie hieraus?“

„Doch sie keinen Ehering trägt und diesen compromittierenden Umstand verbergen will.“

Darin hatte der Wunder-Kabbi viel Recht, es war in der That verdächtig, daß sie die rechte Hand, die doch gewöhnlich vollendet war, wie die linke, nicht ablegte, während sie die linke ablegte, um dem Kinde eine Weintraube zu reichen.

„Die Erklärung der Dame, die sie ihrem Benehmen, aus ganz unbedeutenden Zügen so deutlich entzifferte, als ob ihr Leben wie ein Buch mit großgedruckten Buchstaben vor ihm offen läge. Die Dame erklärte er mir, komme aus dem französischen Süden und sei in einem Kloster erzogen worden.“

„Die Herkunft will ich gelten lassen.“

„Unterbrach ich ihn, „dafür spricht der Gesichtsausdruck der Dame, ihr feuriges Auge, der leichte Haum über den feingebogenen Lippen. Aber warum in einem Kloster erzogen, wer oder was hat Ihnen das veranlaßt?“

„Die meisten Frauen können werden im Kloster erzogen. Zudem, haben Sie nicht bemerkt, daß die Dame ein Kreuz über ihr Kind schlug, als wir daselbst eine charmannte Fille nannten? Das deutet auf eine überaus frühe Erziehung, wie sie vorzugsweise in Klöstern zuhause ist. Das Kreuz soll nämlich verhüten, daß das Kind verführt werde.“

„Das ist mir bekannt, also weiter.“

„Run erzählte er in ununterbrochenem Redefluss die alte Geschichte, die ewig neu bleibt: wie das Mädchen bei einem Herrenbesuche bei ihren Eltern einen blonden Offizier kennen gelernt habe.“

„Wie? wissen Sie, daß es ein Offizier war?“

„Der Vater des Kindes ist ein Militär,“ erwiderte der Wunder-Kabbi mit großer Ruhe.

„Aber wie? wissen Sie das?“

„Das weiß ich, weil die kleine dem alten General, der ihr gegenüber sitzt, Ähnlichkeit zuwinkt. Das würde ich nicht thun, wenn sie nicht mit der Waise oder mit den Bewaffneten schon vertraut wäre.“

„Am Ende wissen Sie auch, welchen Rang der Offizier bekleidet und zu welcher Branche er gehört?“

„Das besternte ich mir allerdings, der Vater ist Marine-Offizier, wahrscheinlich im Capitänrang.“

„Das schreien Sie doch,“ ruft ungehalten der Herr, „Doktor, Sie sind ein Offizier, Sie sind ein Offizier, Sie sind ein Offizier.“

legenheit zu beschwichtigen. Als der Zug in Doss hielt, blühte ein behäbiger Herr mit einem schwarzen Knebelbart durch das Fenster in das Coupé. Roun hatte die Dame im Auge, als sie mit dem Handtuch die rechte Hand nicht ablegte, während sie die linke ablegte, um dem Kinde eine Weintraube zu reichen.

„Aber Mann,“ rief dabei die Dame, „gesehen hast du mich wirklich gebissen, da sieh her, wie du mich verleiht hast.“

„Und dabei wies sie auf das Gesichtspflaster. Also darum Räuber und Mörder, darum der Handschuh, darum der Verdacht eines unehelichen Verhältnisses.“

Ich war gerührt und empört und warf dem neben mir sitzenden Wunder-Kabbi einen vernichtenden Blick zu. Schon wollte ich über seine ganze Divisionsgabe den Stab brechen, als ich mich der Bahnhofsszene erinnerte. Die hatte ich ja selbst mit angeleben. So ganz harmlos kann das Verhältniß nicht sein. Da steht denn doch noch etwas dahinter.

„Mama,“ sagte in diesem Moment die kleine, ich bin auch trocken, gib mir auch eine Anfechtung.“

„Eben wollte die Mutter dem Kinde aus demselben Koffer eine Traube reichen, als der Vater — er mußte es wohl sein — das Kind an der Hand zu nehmen.“

„Nein, keine Traube,“ rief er kategorisch, „gib dem Kinde ein Bismut, sonst haben wir heute dieselbe Bescherung wie gestern und müssen wieder unsere Fahrt unterbrechen.“

Die Frau erröthete, aber der Mann — er gab sich mit schließlich als Besitzer einer Cognacfabrik zu erkennen — erzählte unangekündigt die Geschichte von der Kaffeebohne in Doss, deren Zeuge wir gewesen. Das Kind hatte zu viel Weintrauben gegessen, das war die ganze Erklärung, und wie der Vater gegeben wird, eine sehr natürliche Erklärung der unterbrochenen Fahrt, des Kusses nach Hilfe und Beistand der Dame da gar derobte, der Auseinandersetzung mit dem Stationsvorstand wegen der Gültigkeit der Fahrkarte und wegen der Coll im Gepäckwagen. Wegen dieser unliebsamen Verzögerung konnten sie erst mit dem nächsten Zuge nach Baden-Baden fahren, welches sie gleich uns nach Hause bringen sollte. Das war Alles. Damit schwand der letzte Nimbus eines romantischen Geheimnisses.

Ich recapitulirte: Also die Frau ist nicht aus der Provinz, nicht im Kloster erzogen, nicht verführt und nicht durchgegangen mit einem blonden Offizier, sondern regelmäßig verheiratet mit einem ehrbaren, schwarzbärtigen Cognacfabrikanten, nicht von ihrem Bruder verfolgt, nicht zurückgekehrt u. s. w.

O Wunder-Kabbi!

Nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich den gemeinsamen Freunden meine Entdeckung und die Probe der Sehergabe des Wunder-Kabbi. Diese haben mir als Entgelt die Aufklärung, warum um die scharfsinnigsten Freunde und Alles durchdringenden Menschenkenner den Beinamen „Wunder-Kabbi“ erhalten hat.

Diese Erklärung lautet: Es war einmal in einem so oder so einem wunderthätigen Rabbi, dessen Blick, gleich dem unseres Freundes, Alles zu durchdringen vermochte. Dieser Rabbi schrieb eines Tages in der Mitte seiner Zünge und angehängt der ganzen Gemeinde plötzlich auf und erschredete die Anwesenden mit der Mitteilung, daß in diesem Augenblicke der Rabbi von Doss, ein wegen seiner Heiligkeit und wegen seiner Gerechtigkeit weit berühmter Mann, gestorben sei. Darob große Trauer und Betrübnis überall, wo der Rabbi von Doss verweilt hätte, wo der Rabbi von Doss verweilt hätte, wo der Rabbi von Doss verweilt hätte.

Die Entfernung von dem Rabbi von Doss ist ziemlich groß, die telegraphische Verbindung war damals, als der Rabbi noch Wunder wirkte, nicht vorhanden; es dauerte also eine geraume Weile, bis die Nachricht von dem Tode des Rabbi von Doss selbst und von Doss wieder die Verwirrung nach dem Tode zurückgekehrt, daß der fragliche todte Rabbi Rabbi sei und gesund und keinesfalls gestorben sei. Darob große Freude in dem Rabbi und in der Gemeinde. Alles atmete erleichtert auf, daß die jüdische Wissenschaft von einem so furchtbaren Verlust verheilt worden sei. Dem Rabbi von Doss selber freilich, der die Folgen seines Irrthums nicht eintrug. Er war nach wie vor der Wunder-Kabbi. Denn es blieb ja immer eine erstaunliche Leistung, daß er auf eine so weite Entfernung zu sehen vermochte, und diesem Wunder gegenüber war es von nebenständiger Bedeutung, ob er mehr oder minder deutlich sah, daß der Rabbi von Doss in dem weitesten Entfernungen zu durchdringen vermöge, wenn er auch, wie in dem vorliegenden Falle, der Schwärze aller Menschen, dem Irrthum, unterworfen sei. Wie mit ihm, so verhält es sich mit unserm gemeinsamen Freund, seine Durchsichtsgabe und seine Verbindungsflüsse sind geistreich und erlaucht, er sieht Alles, er errät Alles, aber manchmal irrt er sich. Daher der Name „Wunder-Kabbi“.

„A, das dämpfte wie ein Ofen,“ sagte der Henricette, „gesehen wollte ich meine Frau verheirathen und habe mich in ein Raubcoupe gefügt, aber es war ein Raubcoupe zu langweilig, mir, meiner theuren Adolphe und meinem lieben Baby, nun hat sich meine Frau entschlossen, mit mir lieber die Hölle zu theilen, ehe sie sich im Paradies der Nichtraucher allein langweilt.“

Die Frau nicht, lächelte und warf dem Henricette einen liebevollen Blick zu. Das Räthsel, warum die Dame allein reiste und der Henricette — einerlei, ob er nun Geliebter oder regelmäßig angebotener Gemahl war — in einem anderen Coupé, schied mir durch die Mitteilung auf einfache Weise aufgeklärt. Aber es blieben noch immer einige dunkle Punkte. Ich kam mit der lebenswichtigen Familie in's Gespräch und erfuhr aus demselben, daß sie alle im Begriffe seien, die Gouvernante der chere Adolphe zu besuchen. Damit fiel die Hypothese von der stiefmütterlichen Erziehung, wie früher die über das Verhältniß der Henricette zum Henricette, sowie die südfranzösische Abstammung der Letzteren gefallen war, denn ihr Geburtsort war Calais und das liegt offenbar nicht im Süden Frankreichs. Also in den Details hat sich mein Freund, der Wunder-Kabbi, geirrt, aber in der Hauptfrage hat er gewiß Recht, denn die Dame hat auch heute nicht den Handschuh der rechten Hand abgelegt.

„Frau,“ sagte jetzt der Henricette, „ich bin trocken von dem vielen Sprechen, gib mir eine Anfechtung.“

Mit freundlicher Bereitwilligkeit erhob sich die Dame, nahm aus dem oben im Gepäckträger untergebrachten Koffer eine Flasche, deren Stöpsel einen Beutel bildete. Um einzuschenken, mußte sie den Handschuh der rechten Hand ablegen, das that sie nun, wenn auch zögernd. Blüthengel füllten unter Beider Natur und blüthengel wieder zurück. Der Ehering war da und sah, wie ich's geahnt, auf dem Goldfinger. Auf demselben Finger befand sich ein Stüchchen Festplaster, welches offenbar eine kleine Wunde zu bedecken hatte.

Indem die Dame den gefüllten Becher reichte, erfaßte der Mann die Hand und küßte die Fingerkuppen; freilich war es eigentlich nicht ganz ein Kuß, denn der Mann führte die Fingerkuppen direkt

in den Mund, als ob er sie heissen wollte, und schnappte wirklich mit den Zähnen, als die Frau ihm die Hand schnell entzog.

„Aber Mann,“ rief dabei die Dame, „gesehen hast du mich wirklich gebissen, da sieh her, wie du mich verleiht hast.“

„Und dabei wies sie auf das Gesichtspflaster. Also darum Räuber und Mörder, darum der Handschuh, darum der Verdacht eines unehelichen Verhältnisses.“

Ich war gerührt und empört und warf dem neben mir sitzenden Wunder-Kabbi einen vernichtenden Blick zu. Schon wollte ich über seine ganze Divisionsgabe den Stab brechen, als ich mich der Bahnhofsszene erinnerte. Die hatte ich ja selbst mit angeleben. So ganz harmlos kann das Verhältniß nicht sein. Da steht denn doch noch etwas dahinter.

„Mama,“ sagte in diesem Moment die kleine, ich bin auch trocken, gib mir auch eine Anfechtung.“

„Eben wollte die Mutter dem Kinde aus demselben Koffer eine Traube reichen, als der Vater — er mußte es wohl sein — das Kind an der Hand zu nehmen.“

„Nein, keine Traube,“ rief er kategorisch, „gib dem Kinde ein Bismut, sonst haben wir heute dieselbe Bescherung wie gestern und müssen wieder unsere Fahrt unterbrechen.“

Die Frau erröthete, aber der Mann — er gab sich mit schließlich als Besitzer einer Cognacfabrik zu erkennen — erzählte unangekündigt die Geschichte von der Kaffeebohne in Doss, deren Zeuge wir gewesen. Das Kind hatte zu viel Weintrauben gegessen, das war die ganze Erklärung, und wie der Vater gegeben wird, eine sehr natürliche Erklärung der unterbrochenen Fahrt, des Kusses nach Hilfe und Beistand der Dame da gar derobte, der Auseinandersetzung mit dem Stationsvorstand wegen der Gültigkeit der Fahrkarte und wegen der Coll im Gepäckwagen. Wegen dieser unliebsamen Verzögerung konnten sie erst mit dem nächsten Zuge nach Baden-Baden fahren, welches sie gleich uns nach Hause bringen sollte. Das war Alles. Damit schwand der letzte Nimbus eines romantischen Geheimnisses.

Ich recapitulirte: Also die Frau ist nicht aus der Provinz, nicht im Kloster erzogen, nicht verführt und nicht durchgegangen mit einem blonden Offizier, sondern regelmäßig verheiratet mit einem ehrbaren, schwarzbärtigen Cognacfabrikanten, nicht von ihrem Bruder verfolgt, nicht zurückgekehrt u. s. w.

O Wunder-Kabbi!

Nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich den gemeinsamen Freunden meine Entdeckung und die Probe der Sehergabe des Wunder-Kabbi. Diese haben mir als Entgelt die Aufklärung, warum um die scharfsinnigsten Freunde und Alles durchdringenden Menschenkenner den Beinamen „Wunder-Kabbi“ erhalten hat.

Diese Erklärung lautet: Es war einmal in einem so oder so einem wunderthätigen Rabbi, dessen Blick, gleich dem unseres Freundes, Alles zu durchdringen vermochte. Dieser Rabbi schrieb eines Tages in der Mitte seiner Zünge und angehängt der ganzen Gemeinde plötzlich auf und erschredete die Anwesenden mit der Mitteilung, daß in diesem Augenblicke der Rabbi von Doss, ein wegen seiner Heiligkeit und wegen seiner Gerechtigkeit weit berühmter Mann, gestorben sei. Darob große Trauer und Betrübnis überall, wo der Rabbi von Doss verweilt hätte, wo der Rabbi von Doss verweilt hätte, wo der Rabbi von Doss verweilt hätte.

Die Entfernung von dem Rabbi von Doss ist ziemlich groß, die telegraphische Verbindung war damals, als der Rabbi noch Wunder wirkte, nicht vorhanden; es dauerte also eine geraume Weile, bis die Nachricht von dem Tode des Rabbi von Doss selbst und von Doss wieder die Verwirrung nach dem Tode zurückgekehrt, daß der fragliche todte Rabbi Rabbi sei und gesund und keinesfalls gestorben sei. Darob große Freude in dem Rabbi und in der Gemeinde. Alles atmete erleichtert auf, daß die jüdische Wissenschaft von einem so furchtbaren Verlust verheilt worden sei. Dem Rabbi von Doss selber freilich, der die Folgen seines Irrthums nicht eintrug. Er war nach wie vor der Wunder-Kabbi. Denn es blieb ja immer eine erstaunliche Leistung, daß er auf eine so weite Entfernung zu sehen vermochte, und diesem Wunder gegenüber war es von nebenständiger Bedeutung, ob er mehr oder minder deutlich sah, daß der Rabbi von Doss in dem weitesten Entfernungen zu durchdringen vermöge, wenn er auch, wie in dem vorliegenden Falle, der Schwärze aller Menschen, dem Irrthum, unterworfen sei. Wie mit ihm, so verhält es sich mit unserm gemeinsamen Freund, seine Durchsichtsgabe und seine Verbindungsflüsse sind geistreich und erlaucht, er sieht Alles, er errät Alles, aber manchmal irrt er sich. Daher der Name „Wunder-Kabbi“.

„A, das dämpfte wie ein Ofen,“ sagte der Henricette, „gesehen wollte ich meine Frau verheirathen und habe mich in ein Raubcoupe gefügt, aber es war ein Raubcoupe zu langweilig, mir, meiner theuren Adolphe und meinem lieben Baby, nun hat sich meine Frau entschlossen, mit mir lieber die Hölle zu theilen, ehe sie sich im Paradies der Nichtraucher allein langweilt.“

Die Frau nicht, lächelte und warf dem Henricette einen liebevollen Blick zu. Das Räthsel, warum die Dame allein reiste und der Henricette — einerlei, ob er nun Geliebter oder regelmäßig angebotener Gemahl war — in einem anderen Coupé, schied mir durch die Mitteilung auf einfache Weise aufgeklärt. Aber es blieben noch immer einige dunkle Punkte. Ich kam mit der lebenswichtigen Familie in's Gespräch und erfuhr aus demselben, daß sie alle im Begriffe seien, die Gouvernante der chere Adolphe zu besuchen. Damit fiel die Hypothese von der stiefmütterlichen Erziehung, wie früher die über das Verhältniß der Henricette zum Henricette, sowie die südfranzösische Abstammung der Letzteren gefallen war, denn ihr Geburtsort war Calais und das liegt offenbar nicht im Süden Frankreichs. Also in den Details hat sich mein Freund, der Wunder-Kabbi, geirrt, aber in der Hauptfrage hat er gewiß Recht, denn die Dame hat auch heute nicht den Handschuh der rechten Hand abgelegt.

„Frau,“ sagte jetzt der Henricette, „ich bin trocken von dem vielen Sprechen, gib mir eine Anfechtung.“

Mit freundlicher Bereitwilligkeit erhob sich die Dame, nahm aus dem oben im Gepäckträger untergebrachten Koffer eine Flasche, deren Stöpsel einen Beutel bildete. Um einzuschenken, mußte sie den Handschuh der rechten Hand ablegen, das that sie nun, wenn auch zögernd. Blüthengel füllten unter Beider Natur und blüthengel wieder zurück. Der Ehering war da und sah, wie ich's geahnt, auf dem Goldfinger. Auf demselben Finger befand sich ein Stüchchen Festplaster, welches offenbar eine kleine Wunde zu bedecken hatte.

Indem die Dame den gefüllten Becher reichte, erfaßte der Mann die Hand und küßte die Fingerkuppen; freilich war es eigentlich nicht ganz ein Kuß, denn der Mann führte die Fingerkuppen direkt

in den Mund, als ob er sie heissen wollte, und schnappte wirklich mit den Zähnen, als die Frau ihm die Hand schnell entzog.

„Aber Mann,“ rief dabei die Dame, „gesehen hast du mich wirklich gebissen, da sieh her, wie du mich verleiht hast.“

„Und dabei wies sie auf das Gesichtspflaster. Also darum Räuber und Mörder, darum der Handschuh, darum der Verdacht eines unehelichen Verhältnisses.“

Ich war gerührt und empört und warf dem neben mir sitzenden Wunder-Kabbi einen vernichtenden Blick zu. Schon wollte ich über seine ganze Divisionsgabe den Stab brechen, als ich mich der Bahnhofsszene erinnerte. Die hatte ich ja selbst mit angeleben. So ganz harmlos kann das Verhältniß nicht sein. Da steht denn doch noch etwas dahinter.

„Mama,“ sagte in diesem Moment die kleine, ich bin auch trocken, gib mir auch eine Anfechtung.“

„Eben wollte die Mutter dem Kinde aus demselben Koffer eine Traube reichen, als der Vater — er mußte es wohl sein — das Kind an der Hand zu nehmen.“

„Nein, keine Traube,“ rief er kategorisch, „gib dem Kinde ein Bismut, sonst haben wir heute dieselbe Bescherung wie gestern und müssen wieder unsere Fahrt unterbrechen.“

Die Frau erröthete, aber der Mann — er gab sich mit schließlich als Besitzer einer Cognacfabrik zu erkennen — erzählte unangekündigt die Geschichte von der Kaffeebohne in Doss, deren Zeuge wir gewesen. Das Kind hatte zu viel Weintrauben gegessen, das war die ganze Erklärung, und wie der Vater gegeben wird, eine sehr natürliche Erklärung der unterbrochenen Fahrt, des Kusses nach Hilfe und Beistand der Dame da gar derobte, der Auseinandersetzung mit dem Stationsvorstand wegen der Gültigkeit der Fahrkarte und wegen der Coll im Gepäckwagen. Wegen dieser unliebsamen Verzögerung konnten sie erst mit dem nächsten Zuge nach Baden-Baden fahren, welches sie gleich uns nach Hause bringen sollte. Das war Alles. Damit schwand der letzte Nimbus eines romantischen Geheimnisses.

Ich recapitulirte: Also die Frau ist nicht aus der Provinz, nicht im Kloster erzogen, nicht verführt und nicht durchgegangen mit einem blonden Offizier, sondern regelmäßig verheiratet mit einem ehrbaren, schwarzbärtigen Cognacfabrikanten, nicht von ihrem Bruder verfolgt, nicht zurückgekehrt u. s. w.

O Wunder-Kabbi!

Nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich den gemeinsamen Freunden meine Entdeckung und die Probe der Sehergabe des Wunder-Kabbi. Diese haben mir als Entgelt die Aufklärung, warum um die scharfsinnigsten Freunde und Alles durchdringenden Menschenkenner den Beinamen „Wunder-Kabbi“ erhalten hat.

Diese Erklärung lautet: Es war einmal in einem so oder so einem wunderthätigen Rabbi, dessen Blick, gleich dem unseres Freundes, Alles zu durchdringen vermochte. Dieser Rabbi schrieb eines Tages in der Mitte seiner Zünge und angehängt der ganzen Gemeinde plötzlich auf und erschredete die Anwesenden mit der Mitteilung, daß in diesem Augenblicke der Rabbi von Doss, ein wegen seiner Heiligkeit und wegen seiner Gerechtigkeit weit berühmter Mann, gestorben sei. Darob große Trauer und Betrübnis überall, wo der Rabbi von Doss verweilt hätte, wo der Rabbi von Doss verweilt hätte, wo der Rabbi von Doss verweilt hätte.

Die Entfernung von dem Rabbi von Doss ist ziemlich groß, die telegraphische Verbindung war damals, als der Rabbi noch Wunder wirkte, nicht vorhanden; es dauerte also eine geraume Weile, bis die Nachricht von dem Tode des Rabbi von Doss selbst und von Doss wieder die Verwirrung nach dem Tode zurückgekehrt, daß der fragliche todte Rabbi Rabbi sei und gesund und keinesfalls gestorben sei. Darob große Freude in dem Rabbi und in der Gemeinde. Alles atmete erleichtert auf, daß die jüdische Wissenschaft von einem so furchtbaren Verlust verheilt worden sei. Dem Rabbi von Doss selber freilich, der die Folgen seines Irrthums nicht eintrug. Er war nach wie vor der Wunder-Kabbi. Denn es blieb ja immer eine erstaunliche Leistung, daß er auf eine so weite Entfernung zu sehen vermochte, und diesem Wunder gegenüber war es von nebenständiger Bedeutung, ob er mehr oder minder deutlich sah, daß der Rabbi von Doss in dem weitesten Entfernungen zu durchdringen vermöge, wenn er auch, wie in dem vorliegenden Falle, der Schwärze aller Menschen, dem Irrthum, unterworfen sei. Wie mit ihm, so verhält es sich mit unserm gemeinsamen Freund, seine Durchsichtsgabe und seine Verbindungsflüsse sind geistreich und erlaucht, er sieht Alles, er errät Alles, aber manchmal irrt er sich. Daher der Name „Wunder-Kabbi“.

„A, das dämpfte wie ein Ofen,“ sagte der Henricette, „gesehen wollte ich meine Frau verheirathen und habe mich in ein Raubcoupe gefügt, aber es war ein Raubcoupe zu langweilig, mir, meiner theuren Adolphe und meinem lieben Baby, nun hat sich meine Frau entschlossen, mit mir lieber die Hölle zu theilen, ehe sie sich im Paradies der Nichtraucher allein langweilt.“

Die Frau nicht, lächelte und warf dem Henricette einen liebevollen Blick zu. Das Räthsel, warum die Dame allein reiste und der Henricette — einerlei, ob er nun Geliebter oder regelmäßig angebotener Gemahl war — in einem anderen Coupé, schied mir durch die Mitteilung auf einfache Weise aufgeklärt. Aber es blieben noch immer einige dunkle Punkte. Ich kam mit der lebenswichtigen Familie in's Gespräch und erfuhr aus demselben, daß sie alle im Begriffe seien, die Gouvernante der chere Adolphe zu besuchen. Damit fiel die Hypothese von der stiefmütterlichen Erziehung, wie früher die über das Verhältniß der Henricette zum Henricette, sowie die südfranzösische Abstammung der Letzteren gefallen war, denn ihr Geburtsort war Calais und das liegt offenbar nicht im Süden Frankreichs. Also in den Details hat sich mein Freund, der Wunder-Kabbi, geirrt, aber in der Hauptfrage hat er gewiß Recht, denn die Dame hat auch heute nicht den Handschuh der rechten Hand abgelegt.

### Die Frauenfrage in Deutschland.

von Auguste Becher.

Wenn ich nicht falsch berichtet bin, so haben die Juden ein Gebot, daß mit dem Auge anhebt: „Ich danke Dir Gott, daß Du mich nicht zum Weibe geschaffest hast.“ Die Buddhisten aber sollen die Geburt in Weibesgestalt gar als eine Strafe für Sünden betrachten, die sie in einem früheren Leben begangen haben. Auf Java, wie wir ein ostindischer Holländer einmal scherzweise erzählte, wird der Wert eines Mannes gleich vier, der einer Frau aber nur gleich zwei Rameelen geschätzt — lauter asiatische Anschauungen natürlich, die uns Westländern beim ersten Hören barbarisch klingen, doch braucht man nicht nach Asien zu gehen, um das Corrolat dieser Anschauung in der Praxis zu finden. Ob mein persönlicher Kaufpreis, wie auf Java, nur halb so groß wie der eines Mannes ist, oder ob ich, wie in Deutschland, meine Arbeit nur halb so gut, wie ein Mann verwerthen kann, und in den meisten Fällen gar nicht, entspringt den gleichen barbarischen Grundanschauungen. Ueberall, wo der Charakter des Mannes ein vorzüglich kriegerischer ist, wo Macht vor Recht geht, nimmt das Weib, das seine Keule und seine Mäxte tragen kann, eine untergeordnete Stellung ein.

Die Kriege von 1866 und 1870 haben die Frauenfrage und Frauenstellung wieder um Jahrzehnte zurückgebracht. Das Weib, was der Staat den Frauen vor jeder Zeit in einigen Ländern gewährte, Anstellungen auf Telegraphen- und Eisenbahndienst, hat er inzwischen wieder zu Gunsten seiner Unterofficiere zurückgenommen, oder eingezogen. Die bereits angeführten Frauen sind auf den Ausßerbetrieb gesetzt worden; für Applikanten haben sich die Schwirrgelassen so geküßt, daß sie einer einwilligen Abweisung nachgegeben. Ein kriegerischer Staat braucht nur Frauen zum Ziergarten, was darüber hinaus geht — also ihr Wohl und Befehl — fördert seine Interessen nicht direkt und ist ihnen also gleichgültig.

Und in diese ginefische Mauer will die deutsche Frauenbewegung eine Bresche schlagen? Mit Nichten! So vernehmen wir nicht, die deutschen Frauen, sondern ganz so bedächtig und umständlich und unterwürdig, wie ihre männlichen Gelehrten. Sie fangen die weibliche Reformfrage zunächst mit der Erziehung an; das heißt, sie wollen die heranwachsende Jugend so erziehen, daß wenn die besseren Zeiten kommen, sie für dieselben auch gehörig vorbereitet sind. Und die vielen, vielen Tausende von überflüssigen, weil arbeitlosen Frauen, die das Unglück hatten in unserem Jahrhundert geboren zu werden, kümmern sich Niemand, der Staat so wenig, wie die Privatvereine.

Die eigentliche Frauenfrage kann eben nur mit der Arbeiterfrage gelöst werden; diese aber verhält sich gegen jene zum Theil noch ablehnend; ist doch der deutsche Arbeiter hinsichtlich der Frauen in den oben berührten orientalischen Anschauungen aufgewachsen.

Es ist wahr, daß es in Deutschland schon einige Doctorinnen und einige Hunderte von Lehrerinnen, Künstlerinnen und Schriftstellerinnen giebt. Doch was nützt das, daß bekanntlich der Kaiser das Recht verlor. Die Bildung dieser Frauen nimmt sich zu ihren materiellen Verhältnissen aus, wie die Spitze auf einem Zirkelstabe. Unter dem Abdruck des Vortrags und Mitwirkens ist keine Reorganisation der Gesellschaft möglich, wie es für die Lösung von bürgerlichen Frauen nöthig wäre.

Lebt bei einander wohnen die Gedanken, doch hat im Reine fließen die Dinge, wie Schiller sagt. Was helfen alle theoretischen Zustände, wo die Praxis so erdarmt, wie in Deutschland ist! Die unsägliche Unfähigkeit der deutschen Verhältnisse läßt sich, ja, hundert Mal schwerer auf den untergeordneten und verworrenen Frauen der gebildeten Klassen, als auf dem Arbeiterhande, und das ist die Wahrheit.

Die Ehefrage kann hier absolut nicht vermittelnd und lösend eintreten, aus dem einfachen Grunde, weil es in Deutschland ungleich mehr Frauen giebt, weil diese Männer, zumal die der gebildeten Stände, zum großen Theile nicht heirathen und die Heirathenden nur die reichsten Mädchen wählen, die mithin doppelt bevorzugt werden, während die Armen sich doppelt heraus und elend fühlen.

„Gut, so sollen die Fanten werden,“ jagte einmal ein biederer Schriftsteller in einem kleinen Broschüre über die Frauenfrage, als es heutzuutage noch irgendwo ein Mädchen für eine unverschämte Schmeichelei wäre! Das sollen sie auch thun, diese Fanten, seit im Hause nicht mehr geliebt und gewoben, gebadet und gekleidet wird? Wie gelangt es, gibt nirgend mehr Platz und Arbeit für die Fanten, folglich müssen sie außerhalb der Familie, ja außerhalb des Hauses ihre künftige Nahrung suchen.

Frankreich, England und bereits auch schon Amerika ist überfüllt mit deutschen Lehrerinnen; denn in der Heimath können wir sehr wenige an Ansehen und höheren Züchtern nach Ansehen bekommen, der Privatunterricht aber hat bei der wachsenden Gasse dieser Anstalten fast ganz aufgehört. Handel und Gewerbe, worin sich wenigstens ein Theil der Frauen hätte finden können, in Frankreich und der Schweiz, liegen überaus schwer darnieder, auch haben die deutschen Frauen zur Zeit weder Luft noch Geduld dazu.

Trotz allem und alledem wird in Deutschland unendlich viel über die Frauenfrage gesprochen und geschrieben, und alljährlich wird unter dem Präsidium der beiden Leipziger Damen — Frau Louise Otto — Peters und der Fräulein Auguste Schmidt in irgend einer deutschen Haupt- oder Provinzialstadt eine Frauen-Konvention abgehalten. Doch ist bei all diesen Versammlungen nicht sowohl von dem abstrakten Rechte der Frauen die Rede, als vielmehr von ihrer materiellen Hilflosigkeit; und am wenigsten darf an die Politik gerührt werden, die ja doch an dem Rothstand der Frauen die Hauptschuld trägt. Kindererziehung, Erweiterung der An-

terrichtsgegenstände in den höheren weiblichen Arbeitsgebiete auf Höhergelehrten, Buchführung und Buchdruckerei u. s., das ungefähre sind die Gegenstände, um die sich die Diskussionen drehen. Die deutschen Frauen sind unendlich bescheiden in ihren Anforderungen, sie fassen sich gar klein und unbedeutend in einem Militärsaale, wo jeder Mann Soldat werden muß. Das die Frauen aber bei allen Kriegen das allerhöchste Opfer zu bringen haben, indem sie ihre Söhne, Männer und Brüder als Kanonenfutter hingeben müssen, scheint keiner von ihnen einzufallen.

In Berlin selbst, wo der Rothstand unter den Frauen verhältnismäßig am größten ist, macht man theoretisch auch die größten Anforderungen an sie, ohne jedoch dafür ein materielles Äquivalent bieten zu können. Im Letzteren, der großen, unter dem Protectorat der Kronprinzessin stehenden Anstalt in der Königsgräfstraße, werden alljährlich Tausende von Frauen für die angebundenen Berufsarten vorbereitet, ohne daß die Nachfrage zu dem enormen Angebot in einigermaßen entsprechendem Verhältniß steht.

Gewiß denke ich nicht gering von den Bestrebungen der bahnbrechenden Frauen in Deutschland, die mir fast alle persönlich bekannt sind, wenn es mir auch noch von amerikanischen Standpunkte aus betrübt vorkommen muß, daß sie so wenig im Stande sind, dem sozialen Uebel, an dem Deutschland darniederliegt, bis zur Wurzel nachzugehen. Immer und immer nur die Schulmeisterlei, als ob wir nicht schon längst genug und zuviel davon gehabt hätten! Es genügt ja nicht, die Frauen zu einem eblen und würdigen Leben zu erziehen, man mußte zugleich auch an der Neugestaltung und Erfüllung dieses Lebens arbeiten, was unter den jetzigen Verhältnissen in Deutschland eine Unmöglichkeit ist.

Die deutschen Männer und Frauen sind für diese engen, erdarmten Verhältnisse nicht zu gut erzogen. Sie noch besser erziehen, heißt ihre Ansprüche an das Leben noch höher zu steigern, sie also noch bei Weitem elender zu machen. Meiner Ansicht nach giebt es überhaupt keine Männer- und Frauenfrage mehr, sondern nur noch soziale Fragen. Die Vorrechte, die der Frauenarbeit an und für sich gegenübersteht, sind bei Weitem nicht mehr so groß und zahlreich als die Hindernisse, die sich jeder Arbeit — der geistigen sowohl als der materiellen — auf dem Weltmarkte entgegenstellen. Eine reiche Frau, eine Frau von Stand und Einfluß kann sich in Deutschland ebensowohl als anderswo Geltung, Anerkennung und Spielraum verschaffen. Niemand bestritt ihr geistigen Bedürfnisse, Niemand bestreitet ihr die Unmöglichkeit, auch wenn sie nichts gelernt haben, als Reiten und Zagen, u. s. w. die